

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Die Geschwister.

Roman von Jeanne Mairet

(Fortsetzung.)

Erst nach Camillos Abreise begriff die arme Luise, was vollständige Einsamkeit eigentlich zu bedeuten habe, sie verbrachte ein paar recht schmerzliche Tage, dann beruhigte sie sich, indem sie in Gedanken dem künftigen Triumphator folgte. Camillo spendete ihr zwei oder drei in der Eile hingeworfene Zettel, ihr stets einen langen Brief versprechend. Endlich, nach drei Wochen, traf das versprochene ausführliche Schreiben ein. Luise las dasselbe und war stolz auf die Zärtlichkeit, welche es bekundete.

„Meine gute, liebe Luise! Endlich kann ich Dir eine definitive Adresse angeben, kann ich Dir sagen, daß der heimatliche Provinzler, welcher sich in der Menge verliert, den die Einsamkeit — jetzt darf ich es wohl gestehen — traurig belastet, sich nach und nach wieder zurechtfindet, keine Furcht mehr hat und sich mit dem Ellbogen Platz bahnt, wie jeder andere. Wenn ich Dir erzählen wollte, daß ich in den ersten Tagen zögerte, bevor ich eine Straße überschritt, daß ich mich versucht fühlte, um Verzeihung zu bitten, so oft man mich zur Seite stieß — und Gott weiß, daß es häufig genug geschah — so würdest Du vielleicht meiner nicht spotten, die anderen thäten es freilich; aber sei ruhig, jenen anderen würde ich es eben auch niemals eingestehen.

„Du siehst mich im Geist mit meiner Reisetasche in der Hand nach einer Fahrt in der dritten Klasse, an einem regnerischen, schmutzigen Nachmittag in Paris ankommen. Erinnerst Du Dich wohl noch, wie wir hinter unserem gesegneten Wandschirm von Paris sprachen? — Es fehlte nicht viel, so hätten wir wie in den Feenmärchen uns eingeredet, daß die Häuser aus lauterem Golde seien, die Straßen mit Silber gepflastert wären; aber in Wahrheit regnet es in Paris ebenso wie in Sanct Lucas, ja man hat hier sogar in den Straßen einen klebrigeren Kot, auf welchem der Fuß leicht ausgleitet, und wenn es auch prachtvolle Stadtviertel, wenn es auch Plätze mit herrlichen Springbrunnen und wunderbare Spaziergänge giebt, so finden sich andererseits doch auch einsame Ecken, alte Häuser, welche darauf warten, niedergerissen zu werden, und friedliche Gassen, gerade wie in Limoges.

„Ich habe," hieß es in dem Briefe Camillos weiter, „ein nichts weniger als hübsches Zimmer in einer solch entlegenen Provinzecke von Paris gemietet, ein Haus so hoch, daß ich über die Dächer hinweg in das noch frische Grün des Luxemburgparkes blicke. Es läßt mich dies die Thatsache vergessen, daß mein Zimmer ärmlich eingerichtet, daß die gelbe Tapete an den Wänden zerrissen und befleckt ist. Da und dort in der Ecke stehen einzelne Namen zu lesen und ich belustige mich damit, an meinen Augen die erdichteten Vorgänger vorüberziehen zu lassen. Ich besitze einen kleinen Balkon und einer dieser besagten Vorgänger hat auf demselben eine Truhe mit Erde zurückgelassen, in der mehrere Pflanzen an der galoppierenden Schwindsucht dahinsiechen; es ist ein reiner Poetenwinkel, dieser Balkon, welcher eine Stadt beherrscht und von dem aus man einen Garten übersieht, der es würdig wäre, einem König zu gehören.

„Mansarde, Balkon, ausgetrocknete Pflanzen, goldige Träume, aus denen ich Meisterwerke schaffen soll, all das gehört mir um den bescheidenen Jahrespreis von zweihundert Francs. Einige unerläßliche Einrichtungsstücke habe ich beim Trödler an der Ecke gekauft, auch entdeckte ich in der Nähe eine kleine Kneipe, in der man zwar schlecht aber billig ißt, und dank diesem meinem sehr bescheidenen und klugen Eintritte in die Welt kann ich es abwarten, daß die große Stadt unter freudigem Erbeben zum Bewußtsein komme, einen „großen Mann" von seltenem Genie mehr in ihren Mauern zu besitzen.

„Momentan scheint die Me-



Miltenberg am Main. (Mit Text.)

tropole davon allerdings noch keine Ahnung zu haben; meinen Kopf durchkreuzen tausend Projekte, um sie aus ihrer Lethargie aufzurütteln; aber, wenn ich, unter uns gesagt, anstatt dieser tausend Projekte ein Mittel wüßte, durch das ich recht vernehmlich an was immer für eine Thür, sei sie auch noch so bescheiden und niedrig, pochen könnte, so würde mir das vermutlich nützlicher sein, als meine hochfliegendsten Pläne. Du weißt, daß ich ein klein wenig hoffte; Herr Jean Durieu, welcher einst Redakteur des „Memorial de Limoges“ gewesen ist und dem ich vor vier Jahren zitternd einige meiner Verse brachte, werde mich hier gewissermaßen einführen. Du erinnerst Dich doch, wie freundlich, gut und ermutigend er sich erwiesen? Später kam er nach Paris und schreibt jetzt politische Artikel in den „Bourdon“, jenem Zeitungsblatte, welches so rasch sich eine außergewöhnliche Stellung in der Pariser Welt errungen. Als ich mich zum ersten Male in das Zeitungsbureau begab, um Durieu aufzusuchen, befand er sich gerade auf Urlaub; nebstbei sagte ich mir auch, daß ich keinen rechten Grund habe, anzunehmen, er werde sich eines Studenten erinnern, welcher ohne jede Empfehlung, ganz naiv gekommen war, um ihn aufzusuchen.

„Nun, Schwesterchen, höre den Bericht meines gestrigen Tages, des ersten, welcher in meinen Augen Wert hat.

„Ich weiß nicht weshalb, aber der warme Sonnenschein hatte mich schon von aller Gottesfrühe an einigermaßen bethört. Die Nase hoch in der Luft haltend, stolz auf meine zwanzig Jahre und des Erfolges gewiß, schritt ich dahin. Da ich in so guter Laune war, gestattete ich meiner Provinzschüchternheit nicht, mir hindernd in den Weg zu treten und mich zu lähmen, sondern schritt geraden Weges auf die Redaktion des „Bourdon“ zu. Der Leiter des Blattes ist ein tüchtiger Mensch, er kennt sein Publikum und ist ein geschworener Feind jedes bescheidenen Anfangs, jeder Ersparnis. Gleich bei der Gründung des Blattes baute er ein prächtiges Palais mit einer imposanten Front in der Opernstraße. Um sein Journal zu verbreiten, hat er, wie man sagt, eine Million verausgabt und er hätte, wenn es notwendig gewesen wäre, auch das Doppelte auf das Spiel gesetzt. Du siehst, daß ich mit meinen Worten die Millionen sehr leicht nenne, aber beruhige Dich, im wirklichen Leben zieh' ich vor denselben doch noch ganz ehrerbietig den Hut.

„Wenn die Front des Hauses auch imposant ist, so hat doch die Stiege, die in das Redaktionslokal führt, gar nichts Verführerisches an sich; sie erinnert vielmehr an den Künstleraufgang in den Schauspielhäusern. Im Halbdunkel stolpert man über die unsaubere Stiege; ein aus übelriechendem Gas, Maschinenöl und Druckerschwärze zusammengesetzter Geruch erfüllt die Luft und scheint die Kehle zuzuschnüren. Das Gebäude besteht übrigens erst seit sechs Jahren; sein wenig einladender Aufgang entmutigte mich nicht; ich eile die Treppe empor, gebe dem Bureaudiener meine Karte und verlege mich nun aufs Warten. Im übrigen bin ich vielleicht doch weniger mutig, als es den Anschein hat; wenn Durieu, der räumlich nur wenige Schritte von mir entfernt ist, mich zu allen Teufeln schickte, wenn er mir etwa sagen ließe, daß er sich meiner unbedeutenden Persönlichkeit nicht erinnere, was soll ich dann für ein Gesicht zu solcher Botschaft machen?

„Aber nein, die liebe Sonne, welche mich so freundlich angeblickt, hatte nicht gelogen. Ich hörte, wie Durieu dem Redaktionsdiener zurief: „Sagen Sie dem Herrn Devrilliers, er möge eintreten; ich habe meinen Artikel noch nicht beendet, aber er wird hier besser wie im Vorsaale warten können!“ War das nicht hübsch, wie? Ich erging mich denn auch in den fabelhaftesten Entschuldigungen.

„Schon gut, schon gut, setzen Sie sich dort in die Ecke; ich will nur der Sache den Schlußpunkt geben, das Ministerium heruntermachen, es vernichten, dann stehe ich Ihnen zu Diensten!“

„Ich befand mich im Redaktionssaal; aus meiner Ecke, in welcher niemand mich beachtete, blickte ich durch dichte Rauchwolken umher; Durieus Feder flog kreischend über das Papier dahin; als eine erkleckliche Anzahl schmaler Streifen beschrieben war, drückte er auf eine elektrische Klingel und der Diener kam, um den bis dahin fertigen Artikel in die Druckerei zu tragen. Die übrigen Redaktionsmitglieder hatten sich um einen langen grünen Tisch eingefunden, schienen sich jedoch mit ganz anderen Dingen zu befassen, als mit der Arbeit. Es war ein fürchterlicher Lärm . . . Durieu rauchte seine Cigarre, schien nichts zu hören von allem, was um ihn her vorging und ließ nur die Feder mit unermüdlichem Eifer über das Papier gleiten. Plötzlich aber, inmitten einer Geschichte, welche ich Dir gewiß nicht erzählen werde, meine teure Luise, warf er eine komische Bemerkung hin, welche deutlich darthat, daß er alles vernommen habe. Und ich hatte mir bis nun stets eingebildet, daß ein Zeitungsartikel lange in tiefstem Schweigen und absolutester Zurückgezogenheit ausgesonnen werden müsse; ich hatte das Zeitungswesen im allgemeinen mir als eine Art Gottesdienst vorgestellt. Man hält sich für schlauer wie die anderen und kommt dann doch auf die Entdeckung, daß man mit zwanzig Jahren noch ungeheuer naiv ist.

„Endlich, nachdem er die letzte Zeile seines Artikels geschrieben und weggesendet, wendete sich Durieu mit gutmütigem Lächeln an mich und jetzt sah ich erst, daß er ermüdet scheine, daß er seit vier Jahren ungeheuer gealtert sei.

„Nun, mein junger Freund, gehöre ich ganz Ihnen an, womit kann ich Ihnen zu Diensten stehen?“

„Und da ich, abermals von meiner Provinzlerangst erfaßt, ein paar unverständliche Worte stammelte, fuhr er fort: „Sie haben also Limoges, der Porzellanfabrikation und dem Geschäfte im allgemeinen den Rücken gewendet, um sich in das Pariser Leben zu stürzen? Sind Sie ein kräftiger Schwimmer, vermögen Sie die Stirne hochzuhalten, während im Strome Tausende untergehen? Wenn Sie das nicht können, dann kehren Sie nur rasch nach Hause zurück. Sie sind sehr jung, um den Kampf mit dem Leben aufzunehmen; was man in Paris noch leichter verliert als die Hoffnung, das ist der reine Charakter — es ist so verführerisch, einen Erfolg aufweisen zu können, selbst dann, wenn man, um dessen fähig zu sein, den Stolz untergraben muß!“

„Fürchten Sie nichts, mein Herr; ich werde meine Ehre intakt zu halten wissen, denn sie gehört nicht mir allein an, diese Ehre!“

„Und dann, verzeih' mir, meine Luise, dann habe ich ihm alles gesagt, ich muß beredtsam gewesen sein, denn bald lauschten alle meinen Worten — die häßlichen Coulissengeschichten waren vergessen. Die durch das Leben skeptisch gewordenen Männer umringten mich, um jene andere, scheinbar so einfache Geschichte mit anzuhören, von einer Schwester, die sich selbst vergißt, um ihrem Bruder das Glück zu sichern. Man spottete nicht über Deine Thonteller, über Deine großen Geschäftsbücher, über diese Arbeit, deren einzig mögliches Resultat darin bestehen kann, den Ruin bis zu jenem Tage hinauszuschieben, an welchem ich im stande sein werde, Dich zu beschützen, anstatt Schutz und Almosen von Dir anzunehmen. Einer Heiligen, einer Heldin gleich, die weit über die niedrige Menschheit hinausragt, so bist Du plötzlich dagestanden. Man bewundert Dich, dessen magst Du versichert sein, und mir traten darob die Thränen in die Augen. Ach, wenn ich später mit der Feder in der Hand so auf meine Leser wirken könnte, wie ich gestern auf jenes halbe Dutzend Zeitungsmänner wirkte. Sie alle riefen wie aus einem Munde: „Aber dem Jungen muß man ja zu Hilfe kommen, das Opfer eines jungen Mädchens darf nicht umsonst gebracht worden sein!“

„Sei ruhig, Luise, sie alle werden mir beistehen, der Erfolg muß kommen, und vielleicht bald schon werde ich Dir sagen können: komm' zu mir, meine teure Schwester, wir wollen gemütlich zusammen leben, Du wirst mir das Haus führen, Du sollst mein erster Kritiker sein, mein Trost in bösen Tagen, Du sollst aber auch teilnehmen an dem Ruhm und Glanz der guten Zeiten. Und wir werden gute Tage haben, ich weiß es. Auf meinen Spaziergängen habe ich schon in einem hübschen Stadtteil, unweit des Bois de Boulogne, mitten im Grünen kleine Häuser gesehen, in denen wir gemeinsam, gemütlich leben können. Ich will mich frisch an die Arbeit machen, ich bin guten Mutes und hoffe das Beste. Du sollst sehen, was für herrliche Dinge ich schaffe. Wenn Limoges nicht von jetzt in fünfzig Jahren eine Statue ihres berühmten Mannes in Stein hauen läßt, dann giebt es eben keine Gerechtigkeit mehr in unserem schönen Vaterlande.

„Fasse also Mut, geliebte Schwester, zweifle nie an der innigen Zärtlichkeit und dem gerührten Dankgefühl

Deines Bruders Camillo.“

Ja, oft und oft las Luise diese Zeilen, weinte sie vor Freude über dieselben und trotzdem vermochte sie eines unerklärlichen Mißbehagens nicht Herr zu werden. Der Gedanke, zum Gesprächsstoff eines Männerkreises geworden zu sein, ließ sie erröten; ihr jungfräuliches Empfinden, über das sie sich selbst keine genaue Rechenschaft gab, litt darunter. Was sie aber am meisten quälte, war das Bewußtsein, wie sehr die Einbildungskraft Camillos die Dinge umgestaltete; sie sah, daß sie im Geiste des jungen Mannes aufhörte, sie selbst zu sein, daß sie kein schlichtes junges Mädchen mehr war, welches ganz natürliche Dinge vollführte, und es lag ihr so gar nichts daran, auf ein Piedestal gestellt zu werden; sie fühlte sich nicht behaglich und ahnte im vorhinein die Möglichkeit, sich von demselben herabgestürzt zu sehen, worunter sie nicht wenig litt. Wenn Camillo nur die Dinge ganz einfach so ansehen würde, wie sie wirklich waren und nicht ewig der Spielball seiner eigenen Einbildungskraft hätte sein wollen.

4.

Monate vergingen und Paris ahnte das Glück noch immer nicht, welches ihm zu teil geworden; Camillo Devrilliers blieb vollkommen unbekannt. Während des traurigen Winters, der außergewöhnlich streng war, erhielt Luise nicht mehr viele lange Briefe, sondern nur eilig hingeworfene Zettel, in denen er von der Arbeit redete, sich aber in keine Einzelheiten einließ. Nach und nach fing sie an, eine seltsame Gereiztheit in den kurzen Antworten auf ihre Briefe

zu finden; es dünkte ihr, daß Camillo sich fast den Anschein eines Mannes gebe, der Schulden gemacht und die Vorwürfe unbequemer Gläubiger fürchte. Mit unendlich viel Takt suchte sie diese Empfindlichkeit zu beruhigen. Sie sprach ihrem Bruder von seiner großen Jugend und schien nicht einen Augenblick an einem glänzenden, aber noch fernabliegenden Erfolg zu zweifeln. Sie stellte keine direkten Fragen und trachtete kein Vertrauen zu erzwingen, sich damit begnügend, ruhig zu warten, und trotzdem quälte sie sich nicht wenig über das Leben, welches er, ein junger Mensch von kaum einundzwanzig Jahren, sehr knapp mit Geld versehen, führen konnte.

Luise leistete das Unmögliche; nur um die monatliche Summe, welche sie ihm spendete, erhöhen zu können, beraubte sie sich selbst der notwendigsten Dinge und Camillo gewöhnte sich daran, so oft sich ihm eine unerwartete Auslage in den Weg stellte, seine Verlegenheit der Schwester anzuvertrauen. Dort unten in dem kleinen Neste Sanct Lucas konnte sie ja nur wenig Bedürfnisse haben, überdies wollte er ihr ja in der Zukunft alles hundertfach ersetzen, wenn man nur erst von ihm wissen, ihn anerkennen würde. Luise beunruhigte sich aber auch noch um andere Dinge; in ihrem einfachen, natürlichen, unschuldigen Provinzlergemüte zitterte sie, wenn sie an die Einsamkeit Camillos dachte. Paris ist eine gefährliche Stadt; der geliebte, schöne, so junge, verführerische Bruder würde vielleicht, von irgend einer Sirene angezogen, für sie verloren gehen. Die Journalistenwelt, in welche er einen Einblick gehalten, jene Männer, welche zur Stunde der Arbeit ihr Schaffen unterbrechen, um sich Geschichten zu erzählen, die der Bruder seiner Schwester nicht wiederholen konnte — das konnte keine gute Schule für einen noch so klugen und noch so aufrichtigen Jungen sein. Und sie quälte sich, das arme Kind, sie wußte nicht, wie sie ihren Befürchtungen Worte verleihen, wie sie ein heikles Thema berühren solle, von welchem sie im Grunde genommen so blutwenig wußte.

Die Wirklichkeit aber bestand darin, daß die glänzenden und gefährlichen Sirenen, die Theatersterne oder die großen Weltdamen durchaus nicht bemüht waren, den Seelenfrieden eines armen, unbekannten jungen Mannes zu stören, von dessen Vorhandensein sie keine Ahnung hatten.

Mit der schönen Leichtgläubigkeit der Jugend hatte Camillo die Kundgebungen der Sympathie von Seite der Redakteure des Bourdon wörtlich genommen; er wähnte, sie alle erobert zu haben und erwog im stillen, ob er den Antrag, in die Redaktion einzutreten, welchen man ihm zweifelsohne stellen würde, annehmen solle oder nicht; er wollte nicht Journalist sein, aber er wußte andererseits recht gut, daß der Journalismus zuweilen ein Durchhaus ist, welches man durchschreiten muß, um dorthin zu gelangen, wonach man strebt. Camillo sagte sich somit, daß er bereit sein müsse, jeden sich ihm darbietenden Antrag anzunehmen, aber kein solcher kam, um ihn in Versuchung zu führen — er begab sich noch zwei- oder dreimal, beiläufig zur selben Stunde, zu Durieu, denn er wußte, daß dies immer die Zeit sei, in welcher die Zeitungsmänner sich des Plauderns wegen um den grünen Tisch versammeln; beim dritten Besuche endlich begriff er, daß die Teilnahme, welche man ihm entgegengebracht, erschöpft sei, daß die Freundschaftsversicherungen, welche man ihm gemacht, nicht erneut werden würden, daß sie alle zu viel persönliche Angelegenheiten im Kopfe hatten, um sich auf die Dauer mit dem Provinzler befassen zu können, der auf den Augenblick ihre Neugierde wachgerufen hatte.

Durieu sagte ihm: „Besuchen Sie mich dieser Tage einmal bei mir zu Hause, wenn Sie mir irgend eine Arbeit zu zeigen haben werden!“

Camillo, der durch diese Worte sehr abgekühlt war, sah in denselben eine höfliche Verabschiedung, was gar nicht der Fall war; Durieu interessierte sich wirklich für den jungen Landsmann und glaubte an dessen Zukunft.

Camillo, der sich zuschwor, daß er seinen schließlichen Triumph nur sich selbst danken wolle, machte sich mit wahrem Feuereifer an die Arbeit; er hatte bis dahin mehr von derselben geträumt, als er wirklich gearbeitet hatte. Die Werke moderner Meister lesend, begriff er bald, daß er noch nicht auf der Höhe stehe, daß er die in Limoges begonnenen Arbeiten seiner klassischen Studien noch allzu frisch in der Erinnerung habe; rasch entschlossen zerriß er all seine Romangerippe und Poesienskizzen und verbrachte fast den ganzen Tag mit Lesen. Da seine Mittel es ihm nicht erlaubten, viele Bücher zu kaufen, blieb er in den öffentlichen Bibliotheken und in den Freilesehallen, machte seine Notizen, sann nach. Man lernte ihn endlich kennen, man nannte ihn den ernsthaften Cherubim, sein hübscher Kopf mit dem jugendlichen Ausdruck erhielt eine Falte auf der Stirne, durch einen Zug um den Mund einen Ausdruck von Männlichkeit, der ihm bisher abgegangen war.

Hatte er seine langen Lesesitzungen vollendet, so unternahm er große Spaziergänge durch ganz Paris, ging er in einem Zustande hallucinationartiger Betäubung umher, wie derselbe nur durch allzuviel Lesen hervorgerufen wird. Mit Vorliebe bewegte er sich in den eleganten Stadtteilen und kam meistens bis nach dem Bois de Boulogne.

Die kalte Luft, welche es doch nicht zuwege brachte, ihn vollständig zu entnüchtern, trieb ihm das Blut ins Gesicht, erfrischte all seine Sinne, weckte seine Begehrlichkeit; es war, als ob der Luxus der großen Stadt sich über seine Armut lustig mache. Die Wagen, welche durch die Alleen dahinfuhren, bespritzten seine abgetragenen Stiefel und seine von einem unbedeutenden Provinzschneider gemachten Kleider; er umkreiste die Palais der Millionäre und warf manch' lüsternen Blick in die im Erdgeschoß gelegenen Küchen, wo die köstlichsten Mahlzeiten bereitet wurden. Eine wahnsinnige Lust bemächtigte sich seiner, diesen Luxus kennen zu lernen, zu solchen Festen geladen zu werden, in den vornehmen Palästen des Reichtums aus- und einzugehen, jener Welt anzugehören, die er sich beiläufig ebensowenig vorzustellen vermochte, wie der Bettler, welcher frierend vor der Portiersloge steht. Die Lust, all das kennen zu lernen, war so mächtig in ihm, daß sie ihm förmlich wehe that. In solchen Augenblicken würde er, weiß Gott, was gethan haben, um nur einer jener geheiligten großen Herrn sein zu können; zuweilen entsann er sich der Worte Durieus: „Was in Paris sich noch leichter umdüstert als die Hoffnung, das ist der Charakter!“

Er erinnerte sich, welche Antwort er damals auf jene Bemerkung gegeben, eine Antwort, die in dem Augenblick, in dem er die Hingebung seiner Schwester sah, ihm vollkommen natürlich erschienen war. Diese Vision wurde ihm täglich weniger vertraut, zuweilen kam sie ihm sogar sehr gelegen, dünkte sie ihm ein stummer Vorwurf, der ihn reizte.

Das waren schlimme Tage für Camillo, aus denen ein für einen noch so jungen Mann seltsam kalter und unerschütterlicher Entschluß hervorging; er mußte den Erfolg haben und zwar denjenigen, welcher nicht nur Ruhm, sondern auch Vermögen sichert; er mußte beides erringen — einerlei, um welchen Preis. Wenn aber auch das Gewissen des Mannes zu vielen Konzessionen bereit war, dasjenige des Künstlers blieb intakt.

An einem schönen Frühlingstage, an welchem die Natur einen erklecklichen Schritt nach vorwärts gethan hatte, an welchem Jugend und Hoffnung an den eben aufbrechenden Blüten der Bäume zu hängen schienen, an einem jener Tage, wo ein wolkenlos blauer Himmel sich über der Erde wölbte, stieß Camillo auf einem seiner Spaziergänge fast mit dem Journalisten Durieu zusammen; er grüßte kalt und wollte seinen Weg fortsetzen; Durieu aber faßte ihn lächelnd am Arme und sprach heiter: „Wenn Sie glauben, mir jetzt, wo ich Sie festhalte, zu entwischen, so täuschen Sie sich. Warum zum Kuckuck haben Sie denn nicht Ihre Adresse angegeben und warum haben Sie mich nicht aufgesucht?“

„Ich wollte Ihnen nicht weiter lästig fallen!“

Der Ton war so vielsagend, verriet so sehr die verletzte Eitelkeit, daß der Journalist einen Augenblick stehen blieb, um dem jungen Manne ins Gesicht zu sehen. Dann sagte er: „Mein junger Freund, wenn Sie um zehn Jahre älter sein werden, dürften Sie eine Menge Dinge verstehen, die Ihnen bis jetzt noch vollkommen unklar sind; das Leben in Paris ist unendlich ausgefüllt und Sie wissen nicht, wie großer Willensanstrengung es bedarf, um eine Beschäftigung mehr, ein Interesse mehr in dasselbe aufnehmen zu können. Als ich Ihnen sagte, Sie sollen mir eine Ihrer Arbeiten bringen, meinte ich es damit ganz aufrichtig und Sie würden mir herzliches Vergnügen bereitet haben, wenn Sie mich in die Möglichkeit versetzt hätten, Ihnen zu dienen. Sie haben meinen Vorschlag nicht ernst genommen und waren damit im Unrecht. Wollte ich behaupten, daß der Wunsch, Ihnen nützlich zu sein, soweit gegangen wäre, daß ich mich veranlaßt gesehen hätte, ganz Paris zu durchsuchen, um Sie zu finden? Nein, das kann ich nicht behaupten. Freilich fragte ich mich, was denn aus dem hübschen Jungen werde, für welchen eine Schwester sich in so edler Weise aufopfere. Dabei fällt mir ein, junger Freund, seien Sie nicht so vertrauensselig in Ihren Mitteilungen Fremden gegenüber — ein junges Mädchen ist heilig, man darf nicht zu viel von demselben sprechen, selbst wenn es gilt, dessen Lob zu verkünden. Zweifler, die einer guten Eingebung fähig sind, aber nicht im stande wären, den Gegenstand zu respektieren, welcher dieselbe hervorgerufen, brauchen nicht alles zu wissen. Nun aber erzählen Sie mir, was Sie während des langen Winters angefangen haben?“

Man fühlte soviel aufrichtige, wohlmeinende Teilnahme in diesen Worten, daß Camillos Groll dahinschwand, er hatte ja so lange sich mit niemanden aussprechen können. Von sich selbst zu reden, ist immer angenehm; nach monatelangem Schweigen wieder einmal von sich selbst sprechen zu können, ist für eine Natur, die sich viel mit sich selbst befaßt, die Sympathie und Bewunderung heischt, wie die Pflanze der Sonne und des Taues bedarf, eine köstliche Wollust. Wenn man ein Thema behandelt, von dem das Herz erfüllt ist, so pflegt man stets beredsam zu sein. Camillo Devrilliers war so beredt, daß Durieu, obwohl er über den naiven Egoismus lächelte, von der lebhaften Einbildungskraft Camillos, von seiner hübschen, freimütigen Sprache merkwürdig berührt wurde; dieselbe war bilderreich und üppig, blieb aber dabei immer natürlich.

(Fortsetzung folgt.)

Marcello Pio, der Maler von Pisa.*)

Historische Novelle von Arthur Eugen Simson.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Jahr 1283 den 14. Juni. — Die Kapelle des Augustinerklosters in Pisa war vollständig restauriert worden und konnte durch den Glanz der Fahnen und Waffen, die den Sarazenen abgenommen und in Trophäen aufgestellt waren, mit der bewundernswürdigen Domkirche wetteifern. Marmor von verschiedenen Farben hatte unten an den Säulen die einfache Bekleidung von geschnitztem Eichenholze ersetzt. Ein zierlich gearbeitetes steinernes Geländer schützte den Hauptaltar, über dem zwei bemalte und vergoldete Engelsstatuen im ewigen Gebete standen. An den Seiten des Schiffes erinnerten Fresken an die vorzüglichsten Stellen des Evangeliums. Diese Klosterkapelle war eine glänzende Kirche, da knieten jeden Tag die edlen Herren der Republik und bei großen Festen wurde der Zutritt auch der Menge gestattet, welche freudig hereintrat.

Die Mittagsstunde war vorüber und die Kapelle leer. Nur ein Mann stand auf einem Gerüste und war mit Freskenmalen beschäftigt, ein Mann mit bleichem, langem, traurigem Gesicht, das eine peinliche Vergangenheit verriet. Seine schwarzen Augen wendeten sich häufig nach dem Himmel. — Ein ohne Zweifel bitterer Gedanke zog seine Lippen zusammen. Hatte dem Künstler die Armut jenes leidende Aussehen gegeben? — Man hätte es mutmaßen sollen, sah man sein Wams von abgetragener schwarzer Serge, seine Beinkleider von grobem Tuch und seine Kapuze von schlechtem Wollenzeuge. Sein Pinsel bewegte sich nur langsam und glitt an der Wand mit einer gewissen Unentschiedenheit hin. Einen Augenblick nötigten ihn seine Gedanken, die Palette hinzulegen und von dem Gerüste herabzusteigen. Er ging mit großen Schritten durch die Kirche, bis die Stille und Heiligkeit des Ortes ihm seine Ruhe wiedergaben. Er warf sich mit dem Gesicht auf den Boden nieder und murmelte ein Gebet, köstlicher Tau für seine durstigen Lippen. Dann erhob er sich rasch mit strahlender Stirn; seine noch eben matte Stimme hatte den kräftigen Klang wieder erhalten: „Gott hat mich begeistert! Ein herrlicher, bewundernswürdiger Gegenstand strahlt vor meinen Blicken... die heilige Bibel wird es sein in ihrer ganzen Majestät, in ihrer ganzen Gewalt . . . die Engel, die bösen Geister, ein ungeheurer Kampf . . . Himmel und Erde vereint . . . Ich fühle es, mein Arm wird meiner Begeisterung entsprechen. Vergessen auf immer sei meine Vergangenheit und ihr ermüdender Kampf, denn ich will nun für die Zukunft arbeiten und hoffe sie mir zu begründen mit einem denkwürdigen Werke, dem Neide und der Ungerechtigkeit der Menschen zum Trotz."

Ein gewisses bitteres Lächeln weckte Marcello Pio aus seinem goldenen Traume, und als er sich stieren Blickes umwandte, sah er nicht ohne Erstaunen einen Mönch mit strengem Gesichte, mit tief eingesunkenen hohlen Augen und langem weißen Barte, der ihn mit Teilnahme betrachtete. Er erkannte in diesem Mönche den würdigen Fra Eusebio, der ihm oft bei dem Malen zugesehen, aber noch nie ein Wort an ihn gerichtet hatte.

„Verzeiht mir, mein Bruder, daß ich Euch störte. Es war mir, als vernähme ich den lärmenden Ruf Eurer Leidenschaften, als sähe ich hier im Kloster den Kampf, das Streben der Welt. Verzeiht mir, Ihr leidet viel, mein Bruder?"



In tiefer Trauer. Momentaufnahme von Dr. A. Vianna da Lima (Mit Text.)

„Mehr als ich auszusprechen vermag, als der Mensch leiden zu können scheint."

„Und doch rieft Ihr Gott an? Ihr habt Glauben?"

„Glauben habe ich wohl, aber keine Hoffnung, und ohne Hoffnung werden uns die Tage so lang, daß wir sie einzeln zählen und ihr Ende herbeiwünschen. Was soll uns das Leben, wenn es uns nicht einmal den Schatten der Güter gegeben hat, die man von ihm verlangt? Es ist ein unfruchtbarer Boden, ein verfluchter Baum, dessen Früchte nur Asche enthalten."

„Hoffet, mein Bruder," sprach der Mönch mit milderm Blicke, während er zu lächeln versuchte, „daß die Zukunft für Euch vielleicht noch schöne Stunden aufbewahrt; lernet auf dieselben warten."

„Ihr haltet mich für jung, täuscht Euch nicht; das Alter hat mein Herz berührt. Ich habe so viel gewünscht, so viel gemurrt, so viel geseufzt, daß ich nun erschöpft bin, ein Kind am Körper und ein Greis an Geist; ich gleiche dem abgenutzten Instrument eines Minstrels, dessen Saiten nur falsche, kreischende Töne von sich geben. — Ich träumte wohl von einem letzten Werke, das meinem Namen Unsterblichkeit geben sollte; aber werde ich den Mut zur Ausführung haben? Ich habe bereits so viel gearbeitet! — Ach, wäre ich ein Fischer geblieben, wie es mein Vater war, hätte ich mein Leben lang Netze in den Fluten ausgestellt! . . . An einem stürmischen Tage kam ein Mann in unsere Hütte, um Schutz da zu suchen. Dieser Mann hatte einen offenen Koffer bei sich und ich war kühn genug, hineinzublicken, und eine unabweisliche Neugierde bemächtigte sich meiner, als ich Zeichnungen und Skizzen bemerkte. Besonders bewunderte ich eine heilige Madonna, deren himmlische Züge, alle Verdienste der Litaneien ausdrückten. In meiner Begeisterung war ich auf die Kniee gesunken. Es war mir, als stehe der Mann, der so das Bild der Gottheit zu erschaffen vermochte, mit dem Priester gleich, der sie am Altare anbetet und durch sein Gebet auf die Erde zieht. Ich sah in der Kunst ein Priestertum, und als der Künstler eintrat, eilte ich ihm entgegen und küßte den

*) Die alte Urkunde über diese Begebenheit befindet sich in der Bibliothek des „Augustinerklosters" zu Pisa und wurde mir nur auf Wunsch ausnahmsweise einmal zur Einsicht vom Prior gesandt. Der Verfasser.

Saum seines Gewandes. Meine Begeisterung zog mich unwiderstehlich zu dem großen Maler hin. Er lächelte und sagte: „Ich verstehe, Kind; Du willst mir folgen; Du willst das Geheimnis schwarzes Brot essen, wirst Du Deine Jugend einem endlosen, ruhmlosen Märthrertume widmen können?“

„Ich werde es wagen,“ antwortete ich. „Und alsbald ersuchte



Gemsen, von einer Lawine überrascht. Von Fr. Specht. (Mit Text.)

der Zusammenstellung einiger Farben kennen lernen, die hinreichen, die ganze Welt darzustellen. Aber merke wohl: fühlst Du im Herzen großen Mut und große Ausdauer? Willst Du Kälte ertragen, Fremde meinen Vater, mich mit ihm ziehen zu lassen. Armer Vater! Er war erhaben in seiner Selbstverleugnung; er gab die Stütze seines Alters hin; er entsagte den beiden kräftigen Armen,

die sein Boot hätten rudern, seine Netze ziehen können. Er hatte nur einen Sohn und behielt ihn nicht für sich. Aber mein Meister hatte wahr gesprochen. Das Brot des Künstlers ist Schwarzbrot und mit Thränen befeuchtet. Ich habe es nur zu wohl erfahren, als mein Wohlthäter starb; obgleich ich in den Regeln der Kunst so weit erfahren, daß ich mich allein hätte erheben können, mußte ich doch bei einem berühmten Maler mich verdingen und aus einem Künstler ein Handwerker werden. Das Publikum, das mich so als Diener eines anderen erscheinen sah, wollte an mein Talent nicht glauben, bis ich für mich selbst arbeitete. Die frühzeitige Uebung, die ich in den Werken gezeigt hatte, welche unter fremdem Namen erschienen, wurde für unwissende Keckheit erklärt, sobald ich mir einen Namen zu machen suchte. O wie zahlreich waren meine Versuche, mir einen Weg zu bahnen! Und doch schloß der Kreis der Neidischen, ein lebendiges Hindernis, sich immer enger um mich. Aber die Hoffnung blüht unvertilgbar in dem Herzen des Menschen und sie würde mich wohl von neuem begeistern. Ja, noch glaube ich an den Ruhm."

„An den Ruhm!" wiederholte der Mönch und ohne die eitlen Ideen zu bekämpfen, welche dieses Wort umschließt, deutete er mit dem Finger auf einen Grabstein an einem Pfeiler der Kirche, der die Inschrift trug: „Hier ruhet der Maler Apperoni." Die Buchstaben waren fast verwischt. „Noch einige Jahre und man wird die Begräbnisstätte von anderen bescheideneren unbekannten Gräbern umher nicht unterscheiden können."

Marcello sah hin, achtete aber nicht auf die Worte des Mönchs, da er ganz mit seinem letzten Traum beschäftigt war.

Als Marcello in seine Wohnung zurückgekommen war, sein Häuschen lag an der Stadtmauer, nahm er das heilige Buch und suchte die Stelle, wo Christus sich über die Ungerechtigkeit der Menschen beklagt und sagt: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande." Einen Augenblick war es dem Maler, als müßte er buchstäblich den Worten der heiligen Schrift folgen, den Staub von seinen Füßen schütteln und Pisa verlassen; ein Blick aber, den er auf so viele Gebäude, so viele Gegenstände heftete, mit denen er vertraut war, hielt ihn an dem Orte zurück, wo er gelitten hatte. So groß ist die Gewalt der Gewohnheit, daß der Mensch endlich sogar seinen Kerker liebt. Auch der Schmerz ist ein Freund.

Einen anderen Abend sah man Marcello ruhig umhergehen und endlich sein Kniee vor dem Kreuze beugen. Am Fuße des verehrten Zeichens lag ein Totenkopf; den nahm er und betrachtete ihn lange. Aus diesen Gebärden, aus seinen Worten und seinem seltsamen Benehmen schloß man, Marcello habe den Verstand verloren. Einige beklagten, andere verspotteten ihn, alle aber mieden ihn nur noch mehr. Erschien er in den Straßen von Pisa, so fragten ihn seine Freunde, indem sie sich ihm vorsichtig näherten, ob er arbeite.

„Viel," antwortete er und man lächelte. Aber Marcello verachtete diese gemeine Ironie. Derjenige, welcher nach einem hochgesteckten Ziele schreitet, blickt hoch und weit und kümmert sich nicht um die Brombeerranken am Wege. Nur zweimal in einem ganzen Jahre mußte der Maler Beistand und Teilnahme bei andern suchen. In der Osterwoche stellte er sich alle Tage an die Pforte des Augustinerklosters. Er schien da auf jemanden zu warten und betrachtete aufmerksam die Brüder, welche zum Almosensammeln in die Stadt gingen; als endlich der Bruder Eusebio erschien, trat ihm der Künstler entgegen, verneigte sich ehrerbietig und ersuchte denselben, ihm in seine Wohnung zu folgen. Der Mönch zuckte die Achseln und fragte, ob er seinen Traum von Ruhm noch immer hege.

„Ihr werdet es bald erfahren, ein ganzes Jahr habe ich nun mit einem einzigen Gedanken verbracht. Dieser Gedanke hat mir meine Seele, meine Kräfte, mein reinstes Blut entzogen, aber ich werde das Ziel erreichen; ich fühle keinen Schmerz mehr, da ich ihm nun nahe bin. Ich will Euch mein Werk zeigen, denn ich kenne Euch und weiß, daß Ihr mein Geheimnis ehren werdet."

Der Bruder Eusebio willigte ein, ihm mit seinem ernsten Gesichte und seinem ehrwürdigen weißen Barte zu dem Bilde Gottes zu sitzen. Dieser Kopf strahlte so glänzend auf dem Gemälde, daß Marcello, als er ihn vollendet sah, vor Freude den Verstand fast wirklich verlor. Noch war eine Stelle leer.

„Ich weiß nicht," sagte der Maler zu dem Mönche, „wo ich ein vollkommenes Modell für das Bild der heiligen Mutter des Erlösers finden werde; wäre diese Schwierigkeit nicht, so würde ich mein Gemälde bereits meinen Mitbürgern übergeben haben."

Einige Zeit darauf sah man Marcello wie eifrig suchend in der Stadt umhergehen, er betrachtete mit der größten Aufmerksamkeit alle Frauen, denen er begegnete, schien aber mit dem Resultate seiner Forschungen nicht zufrieden zu sein. — Endlich entschlüpfte seinen Lippen ein Ausruf der Freude, als er eines Abends seine Augen auf eine Bettlerin richtete, die an einer alten Säule lehnte und ein kleines Kind an der Hand hielt. Die Stellung dieser Frau war reizend, ihr Gesicht göttlich; die Armut hatte bisher eben so wenig als der Hunger Eindruck auf sie gemacht; weder die Entbehrung noch der Sonnenbrand hatten die weiße glänzende Haut zu bräunen, noch das durchsichtig blaue Auge zu ermatten vermocht. Ein solches Weib brauchte Marcello zum Modelle der Mutter des Heilands. Keine Villa, kein Marmorpalast enthielt ein so reizendes Wesen. Doch wußte sie es selbst nicht, wie schön sie war und schien ganz überrascht zu sein, als Marcello sie ersuchte, ihm zu folgen und als sie später von dem Maler eine Hand voll Bajocchi erhielt, nachdem sie ihm ihre Züge geliehen hatte, ohne daß sie wußte, was er that, ja ohne daß sie sich darum kümmerte.

Der Juni streute seine Blumen und Wohlgerüche umher.

Pisa hatte ein festliches Aussehen angenommen. Ueberall hörte man Lautenklänge und Gesang; schöne Herren, reich geschmückt, schritten in den Straßen umher; andere zogen, gefolgt von ihren Pagen, den Falken auf der Faust, zur Jagd aus. Ueberall ergaben sich Adelige, Bürger, Soldaten und Volk dem Vergnügen und dem Nichtsthun, dem zweiten Vergnügen der Italiener, hin.

Der Senat aber sollte sich in dem Rathause versammeln, um über die Interessen der Stadt zu beraten. In einer dieser Sitzungen übergab man ihm ein Schreiben, das offenbar mit zitternder Hand geschrieben war. „Marcello Pio" unterzeichnet und lautete also:

Pisa, am 14. Juni, 1283. Jahrs.

„Erlauchte Herren!

Ein armer Maler, dessen Namen Ihr vielleicht nicht einmal kennt, bittet Euch in der Stunde seines Todes, ihm einige Aufmerksamkeit zu schenken. Seit länger als einem Jahre lebt er völlig zurückgezogen, allein mit der Kunst und seinem Herzen. Er hatte mit einer strengen Meinung zu kämpfen und zahlreiche Urteile zu seinem Nachteile niederzuschlagen. Von diesem Tage an kannte er keine Ruhe mehr, außer um niederzuknieen und Gott um Kraft zu bitten, sein Werk zu vollenden. — Ich bin erhört worden und ich glaube, meine Hand ist hinter meinen Gedanken nicht zurückgeblieben. Aber ich fühle, daß ich, erschöpft durch die Arbeit, durch die Traurigkeit und das Sehnen nach Ruhm, bald aus diesem Leben scheiden werde. Das Gebet eines Sterbenden ist heilig. Möge der Senat die Gnade haben, einige seiner Mitglieder abzuschicken, damit sie mein Werk beurteilen und erklären, ob es würdig sei, in der Kirche der Augustiner aufgehangen zu werden."

Dieses seltsame Schreiben wurde alsbald der Gegenstand vielen Hin- und Herredens und Streites. Jedermann nahm plötzlich ein lebhaftes Interesse an dem Künstler. Am Tage vorher würde man ihn verächtlich über die Achsel angesehen haben; jetzt, da er fast nicht mehr zu den Lebendigen gehörte, fühlte man bereits Achtung für ihn. Zwei oder drei Senatoren, die besondere Gönner des Augustinerklosters waren, sagten, sie hätten daselbst Fresken von Marcello gesehen, in denen man, allerdings neben bedeutenden Mängeln Eigenschaften der großen Meister erkenne. Diese Lobeserhebungen machten großen Eindruck. Eine Stunde später stiegen die ersten Herren der Republik vor der Thüre des Künstlers vom Pferde oder aus dem Tragsessel. Sie stellten sich da auf, um eine Reihe Mönche hindurch zu lassen, die von Fra Eusebio geführt, gekommen waren, um zugleich das ihrem Kloster geschenkte Gemälde zu betrachten und mit ihrem Gebete der armen Seele des Malers beizustehen, welche zu Gott zurückkehren wollte. Die Mönche sangen ein Trauerlied; die edlen Herren folgten ihnen schweigend.

Das durch gemalte Fenster matt erleuchtete Haus besaß eine poetische Ruhe, was die Anwesenden noch tiefer fühlten, als sie in das Sterbezimmer eintraten. Dieses war von dem Atelier nur durch einen faltigen, schwarzen, großen Vorhang getrennt. Auf einem Bett mit einem Baldachin von altem Damast, den vier gedrehte Säulen trugen, lag der Sterbende ausgestreckt. Leichenblässe schien sein Geschick vorher zu verkündigen. Der Mann gab zwar noch Zeichen des Lebens von sich, aber eigentlich gehörte er dieser Welt bereits nicht mehr an. Nur seine Augen glänzten noch, aber selbst dieser Glanz war ein ungewöhnlicher. Mitten in seinem Schmerze stammelte er einige fast unverständliche Worte. Man glaubte zu verstehen, daß er den edlen Senatoren dafür danke, daß sie sein ärmliches Haus mit ihrem Besuche beehrt, und daß er sie um Nachsicht bitte. Der Bruder Eusebio, der bei ihm stand, sprach ihm Hoffnung zu, daß sein Werk Beifall finden würde. Da schien Marcello neue Kraft zu finden, denn er streckte den Arm aus, ergriff eine Schnur, die seine Hand erreichen konnte und zog den großen schwarzen Vorhang zurück. Da hörte man aus jedem Munde das Wort: „Bewundernswürdig!"

Das Gemälde umfaßte die ganze Religion mit ihren Mysterien, ihrer Strenge und ihrem Pompe. Auf der einen Seite war es der Himmel, auf der andern die Erde; unten die strenge Regel, die Uebung der Tugenden; oben der ewige Lohn. So sah man auf einem dürren und bergigen Boden Einsiedler mit harten Arbeiten beschäftigt. Einer versuchte mit einer Hacke die undankbare Erde aufzulockern; der andere höhlte eine Einsiedlerwohnung in den Felsen aus; ein dritter grub sein Grab, ein anderer lag vor einem Totenkopfe im Gebete. Ein Engel mit ruhenden Flügeln wachte

über diese frommen Einsiedler und schien zu gestehen, daß er sie um ihre Tugenden fast beneide. Im tiefen Hintergrunde zeigte sich der böse Geist halb versunken in den Abgrund, wütend das Kapitäl einer römischen Säule fassend, der Ueberrest eines heidnischen Tempels.

Im Himmel ist alles Glanz und Licht. In der Mitte dieser Glorie zeigt sich Gott der Vater; sein imposanter Blick, seine majestätische Haltung zeigen die Macht, die Schöpfung und die Ewigkeit an. Zu seiner Rechten befindet sich der Sohn, an dessen Seite man den Lanzenstich sieht und unter dessen Dornenkrone ewig das Blut hervorzuquellen scheint. Zur Linken Maria, die Königin der Jungfrauen, die Lilie der Welt, Maria, so glücklich und so ruhig in ihrem Glücke. Ringsumher die Evangelisten, die Väter der Kirche, die ersten Märtyrer und die himmlischen Heerschaaren.

Das war das Werk, dessen großen Umfang die Stellvertreter von Pisa bewunderten. Einmütig wendeten sie sich um und riefen: „Ewiger Ruhm Dir, Marcello!"

Der Maler bewegte das Haupt, schlug die Augen auf, flüsterte: „Dank!" sank darauf auf das Kissen zurück und verfiel in den Schlummer der Seligen.

(Schluß folgt.)

Eine ernste Opernvorstellung.

Ein trüber Februartag des Jahres 1820 ging zur Rüste, als der Kommandant von Mailand, General Graf Rouvoni ernst und sinnend in seinem Gemach auf- und niederschritt. Er hatte das unheimliche, beklemmende Gefühl, als stände der Stadt eine unheilvolle Katastrophe bevor; denn es herrschte in derselben eine unheimliche, drückende Schwüle.

„Haben Sie nichts entdeckt?" fragte der General seinen Adjutanten und dieser antwortete:

„Ich habe nur erfahren, daß in verschiedenen Teilen der Stadt geheime nächtliche Versammlungen abgehalten worden sind; aber nicht, was in denselben verhandelt und beschlossen worden ist."

„Ist Sergeant Bellini zurück?"

„Nein, Excellenz! Fast fürchte ich, daß man ihn erkannt und als Spion beseitigt hat; denn er hat seit drei Tagen nichts von sich hören lassen!"

„Irrtum!" entgegnete der greise Kommandant kopfschüttelnd, „so leicht läßt sich Bellini nicht fangen, den kenne ich besser. Wer weiß, was ihn abgehalten hat, mir zu rapportieren! Gehen Sie jetzt und suchen Sie zu erfahren, was unsere Gegner beabsichtigen; aber seien Sie vorsichtig und sorgen Sie vor allem, daß sich sämtliches Militär marsch- und angriffsbereit in den Kasernen meines Befehls gewärtig hält!"

Der Adjutant entfernte sich salutierend. — Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als der Diener eintrat und meldete:

„Ein Mann wünsche Excellenz zu sprechen; er sagt, er käme im Auftrage eines gewissen Leonidas, um mit Euer Excellenz ein Geschäft abzuschließen."

Bei dem Worte „Leonidas" überflog ein Lächeln das ernste Gesicht des Generals. Er ließ den Mann eintreten und sorgte dafür, daß er unbelauscht mit ihm verhandeln konnte.

Unter vielen Verbeugungen näherte sich der reduziert und unsauber aussehende Mann dem Grafen. Kaum aber bemerkte er, daß er mit demselben allein sei, da richtete er sich stolz auf, verschloß die Thür, riß den falschen Bart ab, und meldete militärisch: „Eingetroffen, Excellenz!"

„Ah, Bellini, mein wackerer Sergeant!" rief der Kommandant sichtlich erfreut, „wie kommen Sie zu dieser Verkleidung?"

„Die Vorsicht nötigte mir dieses Kostüm auf, Excellenz!

„Und was für Kunde bringen Sie?"

„Schlimme, sehr schlimme, Ew. Excellenz! Es ist eine große Verschwörung gegen uns im Werke. Eine ansehnliche Zahl Landesverräter beabsichtigt, die Regierung zu stürzen, und die heutige Opernvorstellung ist zur Ausführung des Anschlages ausersehen. Auf ein gegebenes Zeichen sollen zu Anfang des zweiten Aktes sämtliche im Theater anwesende Offiziere erdolcht und dann soll die Republik in der Stadt proklamiert werden!"

„Ahnte ichs doch, daß ein Gewitter im Anzuge sei!" sagte der General aufatmend, „aber wie sind Sie zur Kenntnis des Mordanschlags gelangt?"

Und nun berichtete Bellini dem staunenden Grafen, wie er unter der Maske eines Hausierers sowohl Kenntnis von der Verschwörung, wie die Namen der Verschworenen erfahren habe.

„Jetzt heißt es, der Gefahr mit Umsicht und Entschlossenheit zu begegnen!" sagte der General und entließ Bellini mit seinem Danke für die von ihm geleisteten wichtigen Dienste. Dann schrieb er sogleich die verschiedensten Befehle und gab sie Bellini zur Besorgung mit.

Wie immer bei Aufführung neuer Opern, sprach man Wochen zuvor von dem Theaterereignis, und bei der ersten Vorstellung drängten sich die Nobili, Offiziere, Civil und Militär, derselben beiwohnen zu können. So auch heute. — Mit dem Schlage Sieben öffneten sich die Pforten des geräumigen Opernhauses, und die Menge strömte in die Zuschauerräume, ihre Plätze einzunehmen. Dabei fiel es nicht auf, daß die Offiziere sich noch in den Gängen des Hauses bewegten.

Das Glockenzeichen verkündete den Beginn der Vorstellung, und alsbald begann die Ouverture.

Jetzt bemerkten allerdings verschiedene Zuschauer, daß sich weder Offiziere noch Soldaten im Auditorium befanden.

Die Ouverture wurde mit rauschendem Beifall aufgenommen. Das zweite Glockenzeichen ertönte und der Vorhang rauschte empor.

Aber wer beschreibt das Staunen des Publikums, als es den ausgedehnten Bühnenraum voll bewaffneter Soldaten erblickte, die erste Reihe knieend, die hinteren in allmälig aufsteigender Erhöhung aufgestellt, alle die Gewehre im Anschlag und auf die Zuschauer gerichtet, im Vordergrunde drei Geschütze, drei Kanoniere daneben, die brennende Lunte zum Abfeuern bereit haltend! Man kann sich den Schrecken der Verschwörer und die Ueberraschung der Nichtunterrichteten kaum vorstellen.

In diesem Augenblicke trat der greise Kommandant, gefolgt von seinem glänzenden Stabe, in seine Loge. Einen Augenblick schien er sich an der Bestürzung der Menge zu weiden. Dann rief er laut und vernehmlich, aber mit eiserner Ruhe: „Landesverräter! Ich kenne eure mörderischen Anschläge genau, die euch hierhergeführt und vereitle sie. Mir sind sämtliche Verschworenen bekannt, und in diesem Augenblicke lasse ich ihre Wohnungen durchsuchen. Die Straßen Mailands sind mit Ketten gesperrt und mit Kanonen bespickt und sämtliche Krieger stehen unter den Waffen, meines Winks gewärtig!"

Da erscholl eine Stimme im Zuschauerraume: „Verrat! Auf! Verlaßt das Haus! Zu den Waffen!"

Aber sofort gebot der General: „Ruhe! Niemand rühre sich! Bei der leisesten bedrohlichen Bewegung kommandiere ich: „Feuer!"

Tiefe Stille trat ein. Die Aufrührer wagten kaum zu atmen.

„Ihr wißt jetzt, was euch bevorsteht!" ergriff der unerschrockene Greis noch einmal das Wort, „eure heimtückischen Anschläge entschuldigen meine Gegenmaßregeln! Jetzt entfernt euch durch den mittleren Ausgang je zwei und zwei. Alle übrigen Ausgänge sind geschlossen und vom Militär besetzt. — Nur unbedingter Gehorsam und Unterwerfung kann euer Schicksal mildern!"

Eingeschüchtert und bebend fügten sich die Verschworenen dem Befehl und überschritten je zwei und zwei die Schwelle gleich den unbeteiligten Theaterbesuchern. Bei ihrem Austritt wurden die Paare visitiert und die mit Waffen versehenen Personen und sonstige Verdächtige verhaftet.

Dieser Ausgang aus dem Opernhause währte volle sechsunddreißig Stunden, und nachdem er vorüber war, fand man im geleerten Zuschauerraume über hundert fortgeworfene Dolche vor.

Die gleichzeitig angestellten weiteren Nachforschungen und Verhaftungen erstickten die letzten Zuckungen der Verschwörung. So war durch die Gewandtheit eines Sergeanten, sowie durch die Energie und Entschlossenheit des ehrwürdigen Generals das Leben Hunderter von arglosen Kriegern gerettet und die Ruhe Mailands hergestellt. Bellinis Verdienst aber wurde durch Beförderung zum Offizier belohnt.

Emil König.

Eislauf.

Auf spiegelnder Fläche
Mit munterem Sinn
Beflügelten Fußes
Wie gleiten sie hin!

O frischjung Vergnügen,
Auf glasigen Aun
Sich schwingen und wiegen
Ohn' Furcht und Graun!

Ohn' Furcht und Graun
Vor der tückischen Flut,
Die unten lauert
Mit tödlicher Wut! —

O Bild des Lebens!
Wir gleiten dahin
Auf lustigen Pfaden
Mit lustigem Sinn,

Indes uns zu Füßen
Mit bitterem Hohn
Die bitteren Wasser
Des Todes schon drohn!

O seliges Wagen!
O frischjunger Mut!
Du Steu'r auf des Lebens
Toddräuender Flut!

Heinrich Stadelmann.



Miltenberg. In der herrlichen, an Naturschönheiten reichen Maingegend liegt die Bezirksamtsstadt Miltenberg. Der Ort zieht sich am Main entlang und hat zwei stattliche Kirchen, von den Bergen herab schauen zwei Schlösser und aus schönen Parkanlagen hebt sich die alte, epheuumsponnene Burg, die, wiederholt zerstört, stets aufs neue aufgebaut wurde. (Jetzt im Privatbesitz.) Die Stadt ist reich an alten Häusern in sehr schöner Holzkonstruktion und der

Marktplatz dadurch besonders bemerkenswert. Das schönste von allen ist das Gasthaus zum Riesen, das seit dem zwölften Jahrhundert als „Fürstenherberge" bekannt war. Von der andern Mainseite schaut der Engelsberg mit seinem Kloster herab, wo noch heute ein Mönch den Labetrunk in schäumendem Biere kredenzt. Die Stadt hat gegenwärtig nahezu 4000 Einwohner und eine namhafte Industrie, sowie Wein- und Obstbau.

In tiefer Trauer. Nirgends ist der Mensch so vielen Gefahren ausgesetzt als auf dem Meere, nirgends bewahrheitet sich der Spruch so sehr: „Mitten im Leben, sind wir von dem Tod umfangen." Auch der alte Schiffer auf unserem Bilde hat dem Tode manchmal ins Auge geschaut und oft schon ist er nur wie durch ein Wunder dem offenen Wellengrabe entrissen worden. Und doch hat er nicht umhin können, auch seinen einzigen Sohn den gefährlichen Beruf des Seemanns ergreifen zu lassen. Es wäre nach seiner Meinung doch zu schade gewesen, wenn der sehnige Junge als Landratte verkümmert wäre. Die Mutter freilich wollte es nie recht leiden. Ach, hätte sie doch recht behalten! Im letzten Sturme, der so viel Unheil anrichtete, wurde auch sein Schiff ein Opfer der rasenden See. Den alten, gramgebeugten Eltern bleibt nun nichts mehr übrig, als ihren heißgeliebten Sohn zu betrauern. Still äußert sich der Schmerz des Vaters, aber die Mutter bricht unter der Wucht des Unglücks fast zusammen. — Diesen Augenblick hat der Schöpfer des Bildes erfaßt und mit seinem Apparate den Vorgang aufgenommen, der so packend und lebenswahr vom schaffenden Künstler nicht dargestellt werden könnte. G. K.



Marktplatz in Miltenberg. (Mit Text.)

Gemsen, von einer Lawine überrascht. Wir haben an dieser Stelle wiederholt Gelegenheit gehabt, über die Gemsen, ihre Lebensweise und über Gemsenjagden zu berichten; heute sei uns gestattet, über die Feinde dieses zierlichen Jagdtieres des Näheren mitzuteilen. Der größte Feind der Gemse ist der Mensch, er jagt sie oft mit Lebensgefahr und groß ist die Zahl dieses anmutigen Wildes, das dem tödlichen Blei des Jägers zum Opfer fällt. Luchse lauern ihnen im Winter in den Wäldern auf und richten oft große Verheerungen unter ihnen an; Wölfe folgen ihnen namentlich bei tiefem Schnee nach, und Bären beängstigen sie in hohem Grade. Adler und Bartgeier gefährden sie nicht minder, da sie sich wie ein Blitz aus heiterem Himmel auf sie herniederstürzen, junge Kitzchen ohne weiteres vom Boden aufnehmen und ältere trotz deren Abwehr in den Abgrund zu stoßen suchen. Außer dem Mangel, welchen der Winter mit sich bringt, bedroht er die Gemsen auch noch durch Schneelawinen, welche zuweilen ganze Gesellschaften von ihnen begraben. Die Tiere kennen zwar diese Gefahr und suchen Stellen auf, wo sie am sichersten sind; das Verderben aber ereilt sie doch. Auch herabrollende Steine und Felsenblöcke erschlagen gar manche von ihnen; Krankheit und Seuchen räumen ebenfalls unter ihnen auf; es darf demnach nicht wundern, daß ein großer Teil der Alpen von diesem zierlichen Wilde völlig entvölkert ist. Gemsbestände sind nur dort vorhanden, wo das genannte Wild sich einer besonderen Pflege und des ausreichenden Schutzes erfreut. K. St.



Noch ähnlicher. Herr X., sen., dem ein Photograph das Bild seines an der Universität studierenden Sohnes zeigt): „Ein sehr schönes Bild, das sieht Herbert kolossal ähnlich! Apropos — hat Sie mein Sohn schon bezahlt?" — Photograph: „Nein". — Herr X. sen.: „Na, das sieht ihm noch ähnlicher."

Schnitzel. Eine Frau mit einem neuen Kleide ist erst dann ganz zufrieden, wenn es der Mann, den sie am meisten liebt, und die Frau, welche sie am meisten haßt, gesehen hat.

Mäßigung. Zur Zeit, als Markgraf Karl von Baden-Durlach Karlsruhe und darin auch für sich eine Wohnung erbaut hatte, kam der zu seiner Zeit vielgenannte Baron Pöllnitz dorthin, fand alle Häuser und selbst das Schloß nur von Holz erbaut und äußerte darüber gegen den Markgrafen sein Bedenken. — Darauf antwortete der letztere: „Ich habe mir nur ein Ruheplätzchen hier bauen wollen, ohne dabei meinen Unterthanen zur Last zu fallen. Auch wollte ich von dem, was ich baute, gern sogleich Genuß haben. Hätte ich diese Häuser aus gebrannten Steinen aufführen lassen wollen, so würde dieses ohne eine außerordentliche Auflage nicht haben bewerkstelligt werden können. Dann wäre aber für meine Unterthanen eine Last geworden, was mir eine Erquickung sein sollte. Der Krieg und die Franzosen haben mich um mehrere Lustschlösser gebracht, ja, selbst Durlach haben sie abgebrannt. Ich richte mich nach den Umständen und will lieber, daß man sagen soll, ich wohne schlecht, aber ohne Schulden, als daß man sagt, ich habe ein prachtvolles Schloß, aber auch gewaltige Schulden und bedrücke meine Unterthanen." K.

Wohlthätige Wirkung der Musik. Der berühmte italienische Kastraten-Sänger Carlo Broschi, genannt Farinelli (d. i. Schelm, Schurke), war 1737 an den Madrider Hof gekommen. Um ihren tief melancholischen Gemahl Philipp V. zu zerstreuen, ließ die Königin in einem Saale, der an die Gemächer des Königs anstieß, ein Konzert veranstalten, und in diesem Saale mußte Farinelli singen. Mehrere Instrumentalsätze waren gespielt, ohne nur im geringsten von dem König beachtet worden zu sein; kaum aber hatte Farinelli einige Takte von einer seiner Lieblingsarien gesungen, als der König sich erhob und ein Zeichen der tiefsten Rührung von sich gab. Nach Beendigung der Arie ließ er den Sänger rufen, überhäufte ihn mit Liebkosungen, ließ sich auf dessen Bitten, wie es die Königin gewünscht hatte, den langen Bart abnehmen, ging in den Staatsrat und wurde von diesem Augenblick an empfänglich für ärztliche Mittel, die früher ohne alle Wirkung geblieben waren. Bald konnte er wieder an den Regierungsgeschäften teil nehmen. — Farinelli wurde infolge dieser Vorgänge der Liebling des königlichen Hauses und erhielt augenblicklich das Dekret einer lebenslänglichen Anstellung als königlicher Kammersänger mit einem festen jährlichen Gehalt von 3000 Carolin (4000 Mark), der dann durch häufige und reiche Geschenke bedeutend erhöht wurde.

Ein nicht beneidenswerter Vorzug der großen Städte. Genaue Zählungen beweisen, daß in den größeren Städten Gehirn-, Herz- und Nierenerkrankungen im gleichen Verhältnis mit der Größe der Bevölkerung zunehmen. Dasselbe gilt in noch erhöhtem Maße von den Geistesstörungen. Diese treten z. B. in Berlin fünfmal so häufig auf wie in den Landgemeinden des preußischen Staates! Die Ursachen dieser Erscheinung sind wesentlich socialer Natur. Sie beruhen in der Summe von Ueberreizungen des Nervensystems, die das gesellschaftliche, sittliche und geschäftliche Treiben großer Städte mit sich bringt, in den beständigen Anreizen zur Begehrlichkeit und Genußsucht, zu Leidenschaften edelster wie gemeinster Gattung, in dem fieberhaften Arbeiten unter der Peitsche schonungsloser Konkurrenz u. s. w. — Dazu kommt noch die Wirkung des Alkohols, dessen Ausdehnung mit der Größe der Städte zu wachsen pflegt. (Werkstatt.)

Gemeinnütziges.

Putzen der Lampen. Das sachgemäße Putzen der Lampen geschieht auf folgende Weise: Zuerst streift man mit einem weichen Papier den verkohlten Docht ab (das häufige Beschneiden desselben ist gar nicht gut), putzt hernach den Brenner mit einem reinen Lappen ab, dann gießt man Petroleum in das Bassin und wischt letzteres wieder gut ab. Die Cylinder reinigt man in heißem Wasser, worauf sie aber ganz trocken gerieben werden müssen, oder man haucht hinein und putzt mit einem Cylinderputzer und Tuch rein. Wer jeden Morgen die Lampen auf solche Weise reinigt, wird reichlich belohnt, und wird niemals rauchende und qualmende Lampen haben, und manchen Aerger und Verdruß ersparen. (Teplitz-Schönauer Anzeiger.)

Kartoffeln sind ein wenig gehaltreiches Futter für Hühner. Erfordert deren Verfütterung an die großen Pflanzenfresser und Schweine schon Vorsicht, so ist noch größere Vorsicht beim Geflügel geboten. Die jungen Tiere, wenn mit Kartoffeln gefüttert, bleiben im Wachstum zurück, bekommen gern Knochenweiche mit Lähmungserscheinungen, werden blutarm und durch Veränderungen der Verdauungseinrichtungen ungeeignet zum Eierlegen; zur Mast ist intensives Futter mit Vorteil zu verwerten. Bei erwachsenen Hühnern verursacht Kartoffelfutter Kropfkrankheiten und schalenlose Eier. Ebensowenig eignet sich die Kartoffel als Mastfutter infolge ihrer Gehaltlosigkeit. Wer Kartoffeln füttert, muß Futterknochenmehl und etwas Pfeffer mitfüttern. Am Empfehlenswertesten ist es jedoch, es mit der Kartoffelfütterung zu halten wie mit der Grünfütterung. Kartoffeln, welche bei Tische übrig bleiben, oder auf sonstige Weise zur Verfügung stehen, kann man dem Geflügel zum Aufnehmen nach Belieben hinstellen, daneben sollen sie aber auch zur selben Zeit Gelegenheit haben, Körner zu fressen. Mit dem Grünfutter hält man es ja eben so.

Auflösung.

T	A	F	E	**L**
T	**U**	R	**I**	N
W	O	**L**	G	A
L	**I**	P	**P**	E
E	I	C	H	**E**

Arithmogriph.

9 19 10 4 7 10 2. Eine preußische Festung.
12 8 5 13 9 14 4. Eine Stadt in Rußland.
8 10 1 15 5 3. Trauerspiel von Shakespeare.
13 10 6 5 3 5. Ein Feuerwerkskörper.
5 15 9 3 5 13. Ein Vogel.
12 8 10 13 6 14 17. Eine Stadt in Rußland.
6 10 15 2 11 10. Eine Stadt in Rußland.
8 16 4 7 5 15. Ein deutscher Komponist.
14 9 17 10 15 7. Ein männlicher Vorname.
13 14 10 4 4 5. Eine Stadt im französischen Loire-Departement.
4 18 5 1 10 4 4. Ein deutscher Tenorist.

Sind die Wörter richtig gefunden, so bezeichnen die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Berg in der Schweiz; die Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen schweizer Kanton.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.